

Kriegszeit

Wie ein kleiner Junge den Krieg erlebte

von Erhard Obermeyer

Krieg ist die beherrschende Erinnerung meiner frühen Kindheit, er ist gleichsam als Urerlebnis eingebrannt in das noch ungeprägte kindliche Gehirn, wobei ich natürlich nicht wusste, was Krieg war oder warum Krieg geführt wurde. Um es paradox zu sagen, Krieg, in der Form des Bombenkrieges in Herford, war für mich der Normalzustand der kleinen Welt, in die ich im April 1939 hineingeboren worden war.

Fünf Monate später brach der Führer und Vorführer Adolf Hitler den Krieg gegen Polen los, der zum alles zerstörenden Zweiten Weltkrieg werden sollte. Mein Vater Fritz war schon seit einigen Jahren regelmäßig zu Kriegsdienstübungen eingezogen worden, in Elbing stationiert, wurde dann zum Zahlmeister ausgebildet. Die Kriegsmaschinerie war (trotz aller gegenteiligen Behauptungen der Propaganda) längst angelaufen.

Ein frühes Erinnerungsfenster gilt meinem kleinen Freund - er lebte nicht mehr. Schwere Bomben - die Erwachsenen sprachen damals von Luftminen - hatten die Häuser an der Ecke Ahmser Straße/Hermannstraße zerstört, weggeblasen, ausradiert. Überlebt hatte, glaube ich, keiner, da nämlich schon wieder Entwarnung gegeben war (so wurde es erzählt) und die Menschen im Treppenhaus erwischt wurden. Unter den Toten war mein Freund. Ich weiß nicht, ob mich das betrübt hat. Ich kann mich während dieser Jahre an keine Gefühle erinnern, auch nicht an das Gefühl der Angst. Ich spürte instinktiv und hörte, dass die Erwachsenen Angst hatten. Angst, die von der Propaganda systematisch geschürt wurde: So hatte ich, natürlich von den Erwachsenen, gehört, dass die feindlichen Flugzeuge vergiftete Süßigkeiten abwerfen würden. So intensiv ich auch danach Ausschau gehalten habe,

ich habe leider kein Päckchen gefunden. Um auf meinen kleinen toten Freund zurückzukommen – ein paar Tage später standen wir vor dem Trümmerhaufen seines Hauses, ich kletterte darauf herum, fand ein paar Märklinbausteine. Mein Freund war viele Jahre nur noch ein Phantom.

Dieses Phantom wurde wieder Wirklichkeit, als ich jüngst in der Herforder Kriegschronik blätterte und unter dem Datum vom 7. November (6. November) 1944 auf die Folgen des Bombenangriffs stieß: „An der Ecke Ahmser- und Hermannstraße war ein Volltreffer, anscheinend eine Mine, aufgeschlagen und hatte die ganze Häuserreihe weggerissen. Ein wüster Trümmerhaufen! Auch die Nachbarhäuser waren schwer mitgenommen.“ Der Chronist, Dr. Gustav Schierholz, war übrigens überzeugter Nationalsozialist, auch im April 1945 noch, als er sich über die aus den Fenstern gehängten weißen Betttücher erregte. In der Chronik, ein paar Seiten weiter, werden die Opfer dieses verheerenden Angriffes aufgeführt: „Hermannstraße 24, Ehefrau Grete Klemming, geb. Schiller (geb. 1909 in Herford), Kind Horst Klemming (geb. 1939 in Herford).“ Der Vater Fritz Klemming war an der Front. An der benachbarten Ahmser Straße 13 war eine ganze vierköpfige Familie ausgelöscht worden, die Familie des Buchhändlers Wilkes. Es hat mich schon eigenartig berührt, in der Kriegschronik auf den Namen meines kleinen Freundes zu stoßen, der mir entfallen war.

In den Heimatkundlichen Beiträgen der Neuen Westfälischen wird in der Nummer 52 (17. März 2005) eine andere Version dieser Geschichte berichtet: Danach hatte die Familie Wittland an der Hermannstraße 26 einen Erd-bunker einrichten lassen, der gern auch von den Nachbarn genutzt wurde. Beim Angriff am

6. November soll Mutter Klemming mit Sohn Horst nicht im Bunker gewesen sein.

Der Krieg mit seinen Bombardierungen erhielt für uns auch einen makabren Unterhaltungswert. Denn die ersten durch Bomben zerstörten Häuser mussten wir uns natürlich ansehen! Von der Gewalt dieser Bomben, die ja noch keiner gesehen hatte, konnte sich niemand eine Vorstellung machen. So erinnere ich mich noch, dass wir an der Bielefelder Straße nicht weit von der Aa vor einem mehrstöckigen Haus standen, dessen eine Hälfte fehlte, in Schutt und Asche verwandelt war. Und auch Löscharbeiten mussten wir natürlich miterleben, beispielsweise in der Nähe des Bahnhofs, wo die Feuerwehr im Einsatz war. Ich kleiner Junge staunte fachmännisch über die flachen Brücken, die über die Schläuche gelegt worden waren, damit die Löschfahrzeuge darüber fahren konnten. Allmählich rückten die Bombentreffer näher an unser Haus heran. In der nahen Hermannstraße wurde eine Möbelfabrik getroffen: Die brannte tagelang. Jedes Mal, wenn die Feuerwehr glaubte, sie hätte gelöscht, den Brand unter Kontrolle, flammte das Feuer wieder auf. Ein schaurig-schönes Schauspiel für den kleinen Jungen, der vier oder fünf Jahre alt war. Und dann erst bei Nacht: Auf der anderen Seite unserer Bahn, etwas höher gelegen an der Friedrichstraße, war das Wohnhaus von Paschetag getroffen worden. Für die Feuerwehr ohne Bedeutung, brannte es über mehrere Tage, besonders nachts flackerten und loderten die Flammen unheimlich faszinierend.

Wir selbst hatten Glück, obschon unser Haus an der Karlstraße 8 ja direkt an einer Bahnlinie und an einem Bahnübergang lag, die die Bomben geradezu magisch anzogen. Einmal, als wir während eines Fliegeralarms im Keller der Schule an der Falkstraße Schutz gesucht hatten, wurde der Dachstuhl unseres Hauses von einer Brandbombe getroffen. Hätte nicht der Bahnwärter, der sich natürlich nicht im Keller verkriechen durfte, dies gesehen und die

Bombe entfernt (die Häuser waren während der Bombardierungen alle unverschlossen), wäre mindestens der Dachstuhl abgebrannt. Auf dem Dachboden stand stets ein Eimer mit Sand, um den Phosphor ablöschen zu können. Ein weiteres Mal hatten wir noch größeres Glück: Nachts schlug eine Sprengbombe in den Garten hinter unserem Haus, ein tiefer Krater öffnete seinen Abgrund, was wir natürlich erst am nächsten Morgen sahen.

Völlig ungeschoren kamen wir natürlich auch nicht davon. Die Scheiben zersplitterten und wurden durch Sperrholz ersetzt, die Türen wurden durch den Luftdruck aus Schloss und Rahmen gerissen. Hier war Onkel Heinrich (der nicht kriegstauglich – ein Ausdruck des Unmenschen – war) sehr hilfreich, weil er die Schäden reparieren konnte. Trotz der fehlenden zwei Finger an der rechten Hand war er handwerklich geschickt. Auch der Nachbar Querl, ein alter Feilenhauer, half beim Reparieren. Und natürlich flogen Pfannen vom Dach, die während des Krieges nicht zu ersetzen waren. Mangelware eben.

Gemeinerweise wurden die meisten Angriffe nachts geflogen, denn die britischen (im Gegensatz zu den amerikanischen) Bomberverbände suchten aus Respekt vor der deutschen Abwehr den Schutz der Dunkelheit. Also mussten wir viele Nächte im Luftschutzkeller unseres Hauses verbringen. Das war ein großer Gemeinschaftswaschkeller, die niedrige Decke (gewölbtes Ziegelmauerwerk, kein Beton!) abgestützt mit einem Wald aus Pfählen, vor dem kleinen Fenster stand draußen eine dicke Mauer als Splitterschutz. An den Wänden hingen Gasmasken. Ein einziger Volltreffer, und die ganze Maskerade hätte uns nichts genutzt. Wie oft und wie lange wir dort auf Entwarnung gewartet haben, weiß ich nicht. (Die Herforder Kriegschronik registrierte 914 mal Vollalarm bis Ende März 1945, allein im März 45 waren es 71!) Der Angriff musste ja auch gar nicht Herford selbst gegolten haben – wir saßen trotzdem im Keller. Ich sehe mich noch in

einer großen Zinkbadewanne, dick eingepackt in Decken, liegen, für mich ein richtiges Ersatzbett, denn ich machte zu dieser Zeit alle möglichen Kinderkrankheiten durch. Jedenfalls wurden die Nächte damals oft unterbrochen durch die hastige Flucht in den Keller. Teilweise legten wir uns in der Wohnung angezogen in die Betten – immer auf der Flucht.

Meine Erinnerungen an unseren Bunkerkeller hat Zeichner Arndt Zinkant von den Westfälischen Nachrichten (Lokalausgabe Münster) visuell umgesetzt.



Als dann die Bombardierungen zunahmen, ich vermute im Jahre 1944, zogen wir vermehrt zur Schule an der Falkstraße, die einen großen Keller mit dicker Betondecke hatte. Hier waren wir relativ sicher. Und dann ging es noch weiter raus aus dem Siedlungsgebiet, über den Heller Weg (Grüner Weg) bis an die Stadtgrenze. Dort lag eine große Ziegelei, deren Betrieb durch einen gedrückten Straßentunnel mit der Tonkuhle auf der anderen Seite verbunden war. Dort saßen wir - wieso eigentlich, wer hatte uns darauf aufmerksam gemacht? Ich weiß auch nicht, wer die anderen waren. In diesem Tunnelschlauch gab es eine kleine Holzbank an der Erdwand, auf dem Boden liefen schmale Gleise entlang für die Loren, und Wasser sammelte sich in einem Rinnsaal. Irrendwelche anderen (meine Mutter meinte später, dass es Schausteller, die ja in der Nähe auf dem Heitmannshof wohnten, waren) hatten diese provisorische Zuflucht aber recht

professionell ausgestattet mit einem kleinen Radio (also musste auch Strom da sein), das ständig die bedrohlich näher rückenden Standorte der Bomberflotte meldete. Auf einem Kartenraster mit den Planquadraten, das der amtlichen Karte entsprach, konnten wir verfolgen, wie die mystischen Ungeheuer uns näher kamen. Diese merkwürdige Tunnelzuflucht hatte etwas von einem romantischen Abenteuer, vom Indianerspielen – genutzt hätte sie bei einem Bombentreffer gar nichts.

Es ist nicht mehr möglich, diese Zuflucht zu identifizieren. Die Ziegelei (übrigens mit einem jüdischen (?) Besitzer namens Obermeier) existiert schon lange nicht mehr, es gibt im Stadtarchiv keine Unterlagen darüber, natürlich auch keine Fotos, der Ort ist nicht unter den Schutzbauten der Stadt Herford registriert. Es existieren einige Luftfotos von der Ziegelei, bei einem ist vage eine Tongrube mit Wasser zu erkennen. Wiederum war es Arndt Zinkant, der die weit zurück reichenden Erinnerungen anschaulich machte.



Es gibt auch vage Erinnerungen an Bielefeld (wo Verwandte lebten) im Krieg. So haben wir einmal Schutz im Hochbunker an der Sedanstraße (er steht heute noch) gesucht. Er war prall voll von Menschen, es war stickig heiß und dunkel, und der kleine Junge hatte natürlich Durst, worauf wir nicht eingerichtet waren. Da gab mir eine Frau etwas zu trinken – aus einer kleinen Flasche den Schraub-

verschluss voll, es war nicht viel mehr als ein Tropfen auf der durstigen Zunge: das winzigste Getränk meines Lebens. Ein andermal war ich an der Bleichstraße, wo wir auch bei Bombenalarm im Keller Zuflucht suchen mussten. Auch dieser war abgestützt mit Pfählen, insgesamt wirkte er aber noch erbärmlicher als unser erbärmlicher Keller. Anderntags bin ich mit Omma durch die in der Nacht (es wird wohl nicht der 30. September 1944 gewesen sein, als Bielefeld unterging, denn die Stadt brannte drei Tage lang) zerbombte Neustadt gelaufen – es war gespenstisch inmitten der noch rauchenden Trümmer. Einmal haben wir von Herford aus, aus unserem Garten gesehen, wie weit hinten, es muss über Bielefeld gewesen sein, die Bomben „herabregneten“.

Gelegentlich wurden wir tagsüber mitten in wichtigen Hausarbeiten vom Luftalarm erwischt. Eine große Wäsche aber kann man nicht einfach wie heute ab- und später wieder anstellen. Das Feuer brannte unter dem großen Kessel, die Wäsche kochte hoffentlich - was tun? Unsere Omma ging, lief durch den Luftangriff von der Schule Falkstraße wieder zu unserem Hause und sah nach dem Rechten, kümmerte sich um die Wäsche. Zwischendurch musste sie in einem Keller am Heller Weg Zuflucht suchen und dort mit ansehen, wie ein vom Splitter getroffener Mann herein getragen wurde, der später auch starb.

Der Krieg ging langsam aber unaufhaltsam dem Ende entgegen, als eine deutsche Einheit auf dem Gelände am Otto-Weddigen-Bad in der Nähe der Werre demobilisierte. Lastwagen standen dort haufenweise, ohne dass sie jemand bewachte. Wir Jungen streunten dazwischen herum, das war eine faszinierende fremde Welt, es roch intensiv nach Gummi, Benzin, Gefahr und Abenteuer – was hätten wir alles mitgehen lassen können!

Ein paar Unverbesserliche, ewig Gestrige, hatten noch versucht, die Stadt gegen die heranrückenden Briten und Amerikaner zu „vertei-

digen“ (es gab ja reichlich Durchhalteparolen) – indem sie Brücken verrammeln ließen. So staunte ich, wie die Straße unter der Eisenbahnbrücke über die Bielefelder Straße mit Baumstämmen und dicken Holzscheiben „unpassierbar“ gemacht worden war. Dieses Hindernis wäre selbst zu Zeiten von Pferd und Lanze keines gewesen. Dann kam die Nacht, in der die Stadt besetzt werden sollte - was waren das für Erwartungen bei den Erwachsenen? Wir verbrachten die Nacht im Keller, außer ein paar Artillerieschüssen in die Stadt hinein passierte jedoch nichts. Die alliierten Truppen erwarteten allerdings eine hartnäckige Verteidigung.

Und am nächsten Morgen – es war Ostern 1945 – Mittwoch nach Ostern, 4. April, wie ich später in der Kriegschronik festgestellt habe – kamen sie: Die Elverdisser Straße herunter rasselten die gewaltigen Panzer (Sherman-Panzer) mit großen weißen Sternen auf dem Stahl, Jeeps vorne weg. Wir lagen in den Fenstern und bestaunten die Sieger: Hat jemand gejubelt, weil für uns der Krieg zu Ende war? Fühlten die Erwachsenen sich befreit oder besiegt? Es muss für die Menschen eine eigenartige Schizophrenie gewesen sein, von der ich natürlich nichts ahnte, die mir erst viel später bewusst wurde. Geredet wurde darüber nicht.

Die ersten Truppen, die Herford besetzten, waren amerikanische, was ich später an den Negern erkannte. Es waren die ersten schwarzen Menschen, die ich zu sehen bekam. Sie lagerten in der Schule, auf den Höfen von Gaststätten, in der Schnapsfabrik (es soll ein fürchterliches Besäufnis gegeben haben) auf der anderen Bahnseite, überall, wo Platz war, standen ihre Panzer, Jeeps, schweren Lastwagen und Sattelschlepper. Später (16. Mai) wurden die Amerikaner durch die Briten abgelöst, die ein ganzes Stadtviertel, den vornehmen Stiftberg, für sich beschlagnahmten. Auch einzelne Häuser mussten geräumt werden, so zog auch in unser Haus eine andere Familie ein.